

# Der Fussgänger

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **212 (1939)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656140>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Fußgänger.

Humoreske von Paul Ilg.

Es ist zwischen uns eigentlich nichts vorgefallen, was unter vernünftigen Menschen als Erklärung dafür gelten könnte, daß aus so umgänglichen Freunden, die wir anfangs der Zwanziger waren, ebenso verbissene Feinde geworden sind.

Zu jener Zeit kamen wir täglich zusammen, wobei Otto als der Robustere, Willenskräftigere stets die Führung innehatte und mich besonders auf Märschen, bei Turn- und andern Kraftmeiereien seine Überlegenheit wollüstig fühlen ließ. Ich wehrte mich zuerst dagegen — je und je sind mir solche kameradschaftliche Fuchteln sehr vonnöten gewesen —, und so fand ich es gleichermäßen am Plage, daß auch Ottos geschäftliche Stellung die meinige überragte. Wenn er mir in seiner nicht eben jugendlich prahlerischen, sondern geradezu drohend bestimmten Art sagte, in spätestens drei Jahren wolle er von seinem „Alten“ die Profura bekommen, nahm ich das gläubig, mit gebührendem Respekt hin, ohne solche Klimmzüge des Machtwillens mit einem Riesenschwung zu überbieten oder einen entsprechenden Ruck im Selbstvertrauen zu verspüren. Dergleichen Annahmen hätte er sicher im Keim zu ersticken versucht. Nachträglich will es mir überhaupt scheinen, als sei ich ihm damals nur so ein Spiegel gewesen, worin er sich selbst in all seinem Hoffnungsglanz erkennen durfte. „Dummer Teufel, der du bist! Du wirst es nicht weit bringen in der Christenheit!“ hör' ich es in der Erinnerung aus dem Ton seiner Stimme klingen. Zweifellos wäre zwischen uns die moralische Distanz bald so groß geworden, daß ich mich nur noch als sein Schildträger hätte fühlen dürfen. Es kam jedoch ungesucht anders.

Ich war einige Zeit stellenlos gewesen, was den genauen, für seine Sparbüchse sehr besorgten Freund ohnehin zu einer mir schmerzlichen Einschränkung unseres Verkehrs bewogen hatte. Dann wurde mir unversehens eine Stellung nach auswärts angeboten, die ich antrat, ohne mich von Otto persönlich zu verabschieden. Hingegen konnte ich es mir nicht versagen, ihm brieflich von den Umständen meiner neuen Tätigkeit

Kenntnis zu geben und durchblicken zu lassen, daß mein Amt punkto Gehalt und Würden dem seinigen wohl kaum etwas nachgebe. Das war gewiß eine billige Rache für allzulang erduldete Knechtschaft. Und wirklich, der Hieb saß. In seiner ungemein bündigen Antwort vermied er jegliche Glückwünsche; sie enthielt wenig mehr als die kühle Aufforderung, ihm den Betrag eines lächerlich geringen Schuldenpöstleins postwendend einzusenden.

„O du schäbiger Wicht!“ konstatierte ich mit Bitterkeit, eingedenk so vieler gemeinsamer Eroberungen Leibes und der Seele. Aus reinem Trotz tilgte ich das Pöstlein nicht. Nach kurzer Frist kam dann Ottos förmliche Freundschaftskündigung, die in der Anklage gipfelte, ich hätte mich ihm gegenüber als gemeiner Zechpreller erwiesen und könne deshalb auf die Achtung ehrlicher Menschen keinen Anspruch mehr machen.

Über diesen grotesken Abbruch der Beziehungen mochte ich jedoch nicht lachen. Fühlte ich doch ein boshaftes Versäumnis meinerseits und daß die Wandlung eines noch so lauen Freundes zum grimmigen Feinde keine gleichgültige Sache war. Dieses Gefühl wurde zu einem Komplex des Unbehagens, den ich lange herumschleppte. Allein weitere Folgen schien das Erlebnis nicht zu haben. Und obgleich ich den einstigen Gefährten aus meinem Gedächtnis nicht völlig verbannen konnte, verlor sich doch durch die Jahre, während derer ich seiner nicht ansichtig wurde, allmählich das Bewußtsein dieser peinlichen Niederlage.

Beim Anblick einer Niederdorfpinte, unserm ehemaligen Stammlokal, nahm ich mir neugierig vor, gelegentlich nach ihm Umschau zu halten. Merkwürdig, der Stachel war immer noch vorhanden, es nahm mich höllisch wunder, ob er's wirklich, seinen Vorsätzen entsprechend, „weit gebracht hatte in der Christenheit“.

An einem sehr herausfordernden Sommerabend bummelte ich unter tausend andern Lustschnappern und Stimmungsfischern am Quai, als mir eine Erscheinung ins Auge stach, die heftig an meiner Besinnlichkeit rüttelte. Ein pugiger, bärtiger, sonnenverbrannter Gesell, barhäuptig, mit Schillerfragen, nach Art der wildgewordenen Gesundheitsapostel auffallend zurechtgemacht,

(pomeranzenfarben wie das bißchen bartfreie Backe und Stirn war auch sein Leinenanzug, die Sandalen), der ganze Mann geladen von brutaler Energie, eine Katastrophe in Menschengestalt! Kam dieser Kerl Schnurstracks von der Weide her, wo er eine Schöpfenteule ausgerissen, am Reisigfeuer gebraten und mit grimmigen Rinnbacken vertilgt hatte?

„Wie sehr auch die Sonn' ihm das Antlitz verbrannt, das Mutteraug'“ — kurz, er war es wirklich. Aber poß Zwickel und Faden Schlag! sah so ein Mensch aus, der's mit Fünfundzwanzig schon zur Procura und mit spätestens Dreißig zum Chef eines großen Hauses bringen wollte? Nein, da ließ beileibe nichts darauf schließen, daß ich Grund hatte, ihn um seine Er rungenschaften zu beneiden. Ein gelinder Schauer, ein etwas ver stiegenes Hochgefühl be schlich mich bei diesem unverhofften Wieder sehn: „Ja, ja, Freund Otto, wunderbar sind Menschenwege!“

Ich nahm ohne wei teres an, daß er die mei nigen, der großen Öffent lichkeit zugewandten, verfolgt habe und bei dieser Begegnung vor Scham über seine Zurückgebliebenheit das kläg liche Ende unserer Freundschaft in die Binsen flüchten müsse.

Auch er erkannte mich gleich, doch sein Ver halten entsprach bei weitem nicht meinen Er wartungen. Er nahm von mir ein ganz unge niertes, sogar höchst freches Augenmaß, als wollte er sagen: „Wieso läuffst du denn noch immer frei herum? Ist es dir tatsächlich gelungen, am

Galgen vorbeizukommen?“ Von Bedauern oder heimlichem Respekt keine Spur. Inbrünstiger, unverminderter Haß, als hätte ich ihm soeben noch die Briestafche gestohlen. Seine Miene — blutlose Gerechtigkeit, ein Primawechsel, der am Verfallstag pünktlich eingelöst wird. Hiergegen

konnte ich mit meinem milden Ausdruck: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“, nicht auf kommen. Im Grunde — wie sollte ich denn bei all meinen Würden vor der einfachen Tatsache beste hen, daß ich den Gegner um fünf Franken recht mäßigen Eigentums ver kürzt hatte? Die blut lose Gerechtigkeit trium phierte. Ich wurde un sicher und suchte etwas auf dem See, was ich dort unmöglich finden konnte.

Gleichwohl fühlte ich, daß Otto mich un aus gefehrt verächtlich mu sterte, mit infamen Bli cken besudelte. Und dann geschah, was ich denn doch bei all seiner Un versöhnlichkeit nicht für menschenmöglich gehal ten hätte. Er streifte mich fast im Vorbeigehen, sah giftig an mir empor und holte zähnefletschend einen längst vergessenen Schimpf aus der Ver



Trachtenfest in Sitten.  
Kleine Garbenbinderin.  
Photopress, Zürich.

senkung hervor: „Zechpreller!“

Ich war einfach zerschmettert, von Kirchturmshöhe heruntergeworfen. Und das Aller schlimmste: eine triftige Entgegnung war nicht bei der Hand! Ich hätte ja auf ihn losstürzen, die Schmach mit einer Ohrfeige heimzahlen können. Ja, er schien etwas Derartiges sogar zu erwarten und die Quittung vorzubereiten, denn er drehte sich von Schritt zu Schritt höhnisch einladend nach mir um.

Vor Empörung zitternd, mit einem ungreiflichen Vakuum im Brustkasten, beugte ich mich über das Geländer und begann die vier ungleichen Größen: „Schuldenpöstlein“, „Zwanzig Jahre“, „Zechpreller“, „Menschenwürde“ gegeneinander abzuwägen. Der beliebte Trugschluß, wonach eine Schuld im Verhältnis ihres zunehmenden Alters an Berechtigung verliere, das heißt von der alles heilenden Zeit quasi aufgefressen werde, machte auch mir seine höfliche Aufwartung. Ohne Zuhilfenahme des gesetzlichen Verjährungsparagraphen kam ich zu der Überzeugung, daß von dem winzigen Pöstlein kein Atom mehr übrig sein könne. Blieben noch die zwei Relationen „Zechpreller“ und „Menschenwürde“. Erstere, von Anbeginn auf schwachen Füßen stehend, war nach dieser Kopfklärung völlig gegenstandslos geworden, während letztere nach der schweren Kränkung wie ein Phönix aus der Asche emporstieg.

Rühn sah ich mich nach dem Beleidiger um. Der lächerliche Sonnenbruder steuerte breit, wuchtig, zum Äußersten entschlossen, Stadelhofen zu und verschwand im Olivenbaum.

Fürs erste trat ich also in ein Café, ließ mir das Adreßbuch geben und überzeugte mich, daß es der einst so hoffnungsvolle Jünger Merkurs wahrhaftig nur zum simplen Buchhalter gebracht hatte. „Na, warte, Bruderherz!“ dachte ich befriedigt und aufgerichtet. Versteht sich, der Zahlenbändiger, dem als Ausgleich für seine mißratene Laufbahn nur das komische Naturlöwentum blieb, hatte wohl keinen Schimmer von meiner Persönlichkeit. Zuhause suchte ich mit Bedacht ein illustriertes Blatt hervor, dessen „Galerie berühmter Zeitgenossen“ auch mein Bild enthielt. Nun gut: Kreuzband, Briefkasten. Eine bessere Genugtuung konnte ich mir kaum verschaffen. Und dann stellte ich mir recht ausgiebig vor, wie der Empfänger vor meinem Konterfei sich die Augen rieb, notgedrungen feststellte, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei und vor unfreiwilliger Hochachtung einmal über das andere brummte: „Teufel auch, was, das ist der?“

Gewiß, eine bittere Pille für den pedantischen Patron, sie konnte ihm aber nur gesund sein! Immerhin nahm ich mir vor, ihn bei der nächsten

Begegnung nicht durch eine hochmütige Miene noch mehr zu demütigen. Im Gegenteil, wenn er in seinem Gehaben irgendein leises Bedauern zum Ausdruck brachte, war ich trotz allem bereit, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Wer weiß, vielleicht konnte ich seiner kurzen Leiter ein paar solide Sprossen einfügen? Was tut man nicht für einen verlorenen und wiedergefundenen Jugendfreund. Und wie oft wechseln dergestalt die Rollen im Leben!

Wenige Wochen später traf ich Otto in der Bahnhofstraße. Semper idem. Das heißt, so wie der Bursche wieder daherkam: waldentsprungen, knotenhaft, gehörte allenfalls nicht wenig Mut dazu, sich offen zu ihm zu bekennen. Die feinen Dämchen in ihren luftigen, durchsichtigen Nachtwandlerkostümen, mit den niedlich pochenden Stelzfüßchen wichen indigniert zur Seite vor seiner Haarigkeit, dem wütenden Bärentritt. Je dennoch — es ging jetzt nicht um Ästhetik! Daraus konnte günstigenfalls leicht eine musterhafte Herzenssache werden. Großmut ist nun doch einmal die kühnste Brückenbauerin.

Otto entdeckte mich und — strahlte. Kein Zweifel, er lachte übers ganze Gesicht. Aber fragt mich nur nicht wie! Alle Elemente der Bosheit und Niedertracht waren in diesem Lachen vereint. Und als er wiederum an mir vorbeischnitt — ist es denn überhaupt zu fassen? — spuckte er ostentativ aus. Adieu Großmut und Brückenbau! Da war ja Hopfen und Malz verloren. So eine bodenlose Verworfenheit. Was, vor mir ausspucken? Und gar noch als Antwort auf die „Galerie berühmter Zeitgenossen“! Wär's nicht im stärksten Strom des städtischen Verkehrs gewesen — ich fürchte fast, er hätte meine Faust zu fühlen bekommen. Jetzt war nämlich ein Zusammentreffen bei Nacht in einsamer Gegend Wunschmaid meiner kochenden Seele!

Die dritte Begegnung folgte denn auch auf offener Landstraße — unter besonders erschwerenden Umständen und endigte mit einem Sieg, wie ich ihn kaum in der Phantasie herrlicher ausmalen konnte. Otto war mit dem Rucksack unterwegs. Nicht allein, neben ihm wanderte, torfelte ein winziges weibliches Wesen, das augenscheinlich verzweifelte Anstrengungen machte, mit



Trachtenfest in Sitten.  
 Trachtengruppe aus dem Oberwallis.  
 Photopress, Zürich.

dem fanatischen Kilometerfresser Schritt zu halten, Otto führte diese „sie“ an der Hand, wie man ein erschöpftes, hunger- und durstgequältes Kind führt. Es konnte doch wohl nur seine bessere Hälfte sein? Erschütternd komisch sah das ungleichartige Pärchen aus. Aber sicher war sie ein beklagenswertes Opfer seiner Marschwut und Kraxelei (verdrängten Kräften, die er zu einem geistigen Aufstieg nicht freimachen konnte). An diesem Geschöpfchen schien er nun die Kapitaleigenschaften des Rechthabers und Unterdrückers zu entfalten.

Was mich betrifft, so war ich ebenfalls in weiblicher Begleitung und diesmal nicht zu Fuß, sondern im Kraftwagen neuesten Typs. Es traf sich prächtig. Trocken, gluthelßes Wetter mit

angemessener Staubeentwicklung. Ich bog mich sorglich über den Wagenschlag, damit er mich nur ja nicht übersehen konnte. Nein, da war keine Gefahr. Schon die schlangenartige Staubwolke, vor der er nirgends Schutz fand, verletzten den Rucksäcker in berserkerhafte Wut. Und als er dann gar die Wageninsassen erkannte —

„Saubande, Hochstapler!“ schrie er mit wilderer Faust, worüber meine schöne Begleiterin aus angestammter Schadenfreude gleich in helles Entzücken geriet und mit Fingern auf die vorsintflutlichen Erscheinungen zeigte. Diesmal wollte auch ich ihn mit einem Zuruf beschenken, allein das mußte einer sein, der mir keine Unehre machte und ihm trotzdem wie ein Giftpfeil in den Rachen fuhr. Nur schnell,

schnell... eine Reifenpanne für einen guten Einfall! „Sioux-Indianer?“ Bewahre, das geißelte ja nur seinen äußeren Habitus, konnte ihn unmöglich bis ins Mark treffen.

Und endlich — ich sprang vor Begeisterung im Wagen hoch, schwenkte die Mütze und trompetete durch die Hände: „Fußgänger!“

Heureka, das war's. Eine endgültige, erschöpfende Kennzeichnung seines physischen, geistigen und sozialen Typus. Es traf ihn wie ein Hammerschlag. Hilflos bückte er sich nach einem Stein — umsonst, wir fuhren ja mit siebzig Kilometer Geschwindigkeit. Ich rieb mir die Hände. Die Rache durfte als vollkommen gelungen gelten. Haha! „Fußgänger.“ Einfach unbezahlbar. Wer hätte gedacht, daß ich so durchtrieben boshaft sein könnte? Wieder einmal ging mir der Sinn auf für den Schopenhauer'schen Lehrsatz, wonach es für jede Sache oder Handlung stets nur eine vollauf deckende Bezeichnung gebe.

Viel ist da nicht mehr nachzutragen. Zwar begegnen wir uns recht häufig, doch die Feindschaft besteht nur noch seinerseits. Ich kann Otto, den Fußgänger wider Willen, nicht länger hassen: er mag bei meinem Anblick noch so zornig Inir'schen, spucken, schmähen und verächtliche Grimassen schneiden. Mir dient es nur noch zur stillen Erheiterung. Es muß halt auch solche Räuze geben.

### Interview.

Hotelhalle. Ein junger, gutaussehender Herr sitzt in einem Klubsessel. Ein paar Sessel entfernt hat eine jüngere Witwe mit ihrem fünfjährigen Söhnchen Platz genommen.

Das Kind geht zu dem jungen Herrn und fragt:

„Wie heißt du, Onkel?“

„Ich heiße Georges Smith, Kleiner.“

„Hast du eine Frau?“

„Nein, Kleiner.“

„Bleibst du noch lange hier im Hotel?“

„Vierzehn Tage, Kleiner.“

Das Söhnchen dreht sich zu seiner Mutter um und ruft laut: „Mammi, was soll ich ihn noch fragen?“

## Der Garten der Jugend.

Es gibt viele Frauen wie Marie, die reizvoll sind, ohne schön zu sein, und klug, ohne gelehrt zu sein. Es gibt auch viele Frauen wie Marie, die nach etlichen Ehejahren erfahren, daß Leidenschaft zur Gleichgültigkeit wird und das Besondere zur Gewohnheit. Aber es gibt nicht viele Frauen wie Marie, die mit lächelndem Verstehen und stiller Güte ihrem Schicksal zu begegnen wissen.

„Jetzt blühen wieder die Veilchen im Garten deiner Jugend“, sagte Marie eines Tages zu Hugo. Sie kannte diesen Garten so genau, als ob sie jemals selbst dort gewesen wäre. Die weiten Rasenflächen, den dunklen Weiher, die mächtigen Bäume, die hohe Mauer, die dieses Paradies umschloß und doch nicht hoch genug war, um den Blick auf den himmelstrebenden Berg zu wehren. Sie kannte das altersgraue Haus am Ende des Gartens und den Kartoffelacker, der im Nebel der Frühlingsabende den herben Duft der Schollen zum Haus herüberschickte. Sie kannte Agathe Rauch, das Lehrerstöchlein mit dem Kupferhaar und den Märchenaugen, das so zart gewesen war wie sein Name, und sie kannte auch das Wirtshaus „Zu den drei Brunnen“, wo ein verstimmtes Orchestrion dem Glück einer jungen Liebe die Weise von „Glühwürmchen, Glühwürmchen flimmre“ gespielt hatte.

„Du sollst die Stätten deiner Jugend besuchen“, sagte Marie, „und ich werde dich nicht begleiten. Das Wiedersehen mit Erinnerungen feiert man besser allein!“

Hugo schüttelte den Kopf. Er sträubte sich gegen den Plan der Frau, ohne sie zu reisen. Aber Marie wußte, daß ihr Gatte insgeheim ein Träumer war, der glaubte, die sorglose Jugendzeit sei, unberührt von den Nöten und Kämpfen des Tages, an einem fernen Ort wohnen geblieben, nach dem er sich um so heißer sehnte, je schwerer der Lebenskampf wurde.

Marie traf die Reisevorbereitungen für ihren Mann mit besonderer Sorgfalt. Ihre kleinen Ersparnisse, die für die Aufbesserung ihrer eigenen Garderobe bestimmt gewesen waren, verwendete sie nun für die Ausstattung Hugos, denn sie war stolz auf ihn und wollte, daß man sehen sollte, wie sehr er sich in der Ehe zu seinem